

KLEINE MEINUNGEN



Bücher Ein echter Hammer ist die vom **Carlsen-Verlag** herausgegebene Graphic-Novel-Reihe „**For Ladies only**“. In Pastelltönen kommen die Bände daher und beschäftigen sich mit Themen, von denen der Verlag glaubt, dass Frauen sich besonders für sie interessieren. Die Themen kennen Frauen tatsächlich, nämlich aus Klischeebildern, aus denen sie schon lange versuchen, sich zu befreien. Der Band „Paris“ zeigt Frauen bei Schönheitsoperationen und an ihrer Modelkarriere arbeitend, in „Ich wär’ so gerne Ethnologin“ shoppt die Hauptfigur ihre Unzufriedenheit weg, und in „Luft und Liebe“ geht es um ein magersüchtiges Mädchen und ihren Freund – wobei nicht klar ist, warum ausgerechnet dieses Thema nur Frauen angeht. Die Antwort, warum man überhaupt eine Reihe speziell für Leserinnen braucht, sei ganz einfach, schreibt der Verlag: „Frauen stehen gar nicht auf Superhelden und krude Zeichnungen!“ Oh doch, liebe Marketingabteilung beim Carlsen-Verlag, Frauen stehen sogar sehr auf Superhelden, je kruder gezeichnet, desto besser, denn dann sind sie am ehesten am wahren Leben dran. Echt krude ist es dagegen zu glauben, dass Frauen nur dann finden, was sie lesen wollen, wenn auf den Büchern ein Hinweis-aufkleber in Glitzerrosa klebt. Sogar diskriminierend ist das. Denn welcher Mann würde sich noch trauen, so etwas zu kaufen? *kk*

* * *

Berufsrisiken Immer wieder kommen noch Leute und sagen: „Toll, du kannst die ganzen Filme schon vorher sehen, und auch noch umsonst! Würde ich auch gern.“ Aber bitte, wenn man Spaß hat, seine Tasche abzugeben, das Mobiltelefon sowieso, dann wie auf dem Flughafen durch einen dieser Bögen zu gehen und sich, wenn’s piept, noch von einem Security-Mann abtasten und fragen lassen zu müssen, was das denn da sei, dieses eindeutig als Schlüssel erstartbare Objekt in der Hosentasche. Die **Filmverleihe**, die großen insbesondere, gehen offenbar davon aus, bei allen Journalisten, die in Ausübung ihres Berufs **Pressevorführungen** besuchen, handle es sich um potentielle Kriminelle, die mit ihren Smartphone-Kameras Filme mit-schneiden und dann ins Internet stellen – obwohl seit Jahren jeder Depp weiß, dass die Postproduktionsstätten das große Leck und Sicherheitsrisiko sind und niemand sich mit dem Mobiltelefon aufgezeichnete Blockbuster angucken würde. Was im Flugverkehr eine Sicherheitsmaßnahme ist, deren Sinn einem bei aller Lästigkeit sofort einleuchtet, ist bei Pressevorführungen Ausdruck lächerlicher Paranoia und zugleich eine bodenlose Unverschämtheit gegenüber Pressevertretern, die zu den Terminen vom Verleih ja „eingeladen“ werden. Das ist ungefähr so, als würde ich die Personen, die ich nach Hause zum Abendessen eingeladen habe, beim Verlassen der Wohnung durchsuchen, ob sie womöglich Wertgegenstände eingesteckt haben. *pek*



Stilvoll baden geben: Max Raabe ohne Palast-Orbester, dafür mit zufälliger freundlicher Seebewohnerin

Foto Gregor Hohenberg

Die Ohrwurm-Maschine

Wenn er jetzt noch etwas riskieren würde, wäre alles perfekt: neue Lieder von Max Raabe

Manche Typen hasst einfach niemand. Heinz Erhardt war so einer, Hape Kerkeling ist es. Und ganz sicher auch der Sänger Max Raabe. Die einen verehren ihn, den anderen ist er egal. Aber dagegen ist niemand. Wie auch! „Mach dir keine Sorgen! Lass die Sonne rein und genieß den Tag, es könnte der letzte sein“, singt Raabe auf der neuen Platte einmal. Und wenn man sich dann schon ärgert über diesen Kalenderspruch, kommt ein beschwingter Refrain hinterher, da reimt sich „es kommt immer der Schluss, bis dahin tobt das Leben“ auf „den Löffel abgeben“. Da wandert die Musik über eine gewitzte Moll-Kadenz, da hämmert ein viel zu mächtiges Klavier. Dazu strahlt ein digitales Streicher-Ensemble, in das die berühmte Solina eingemischt ist, ein warm schnarrendes Keyboard der späten Siebziger, Pink Floyd liebten es und Deep Purple. Max Raabes neue Platte „Für Frauen ist das kein Problem“ erscheint diese Woche. Musikalisch versucht sie das, was die Ben-und-Jerry-Eiswerbung derzeit fröhlich als Geheimrezept ausgibt: von allem zu viel. Als Raabe kürzlich sein Werk der Presse vorstellte, flüsterten die Journalisten – sonst für Missgunst berühmt – einander nur Gutes zu: Wie der schon dasteht! Fantastisch. In einer Villa bei Berlin lebe er, sei aber, klar, ganz bodenständig. Und trinkfest auch noch. Nicht einmal eingebildet. Wenn er neben einem am Tisch saß, sagte er Dinge wie: „Ich habe mir gerade meinen ersten Computer gekauft.“ Na klar, man kann ihn nur mögen. Traurig sein kann man aber auch, wenn man die Musik hört. Nicht über das, was man da hört – das ist solide und gelungen, jeder Song ein Ohrwurm. Sondern über das, was man da nicht hört. Man hört: das von Witz durchzogene, hochprofessionelle Update der Zwanziger-Jahre-Chansons, für das

Raabe weltberühmt wurde. Man hört nicht: etwas Überraschendes, das einen tief bewegen würde. Letztlich ist das Neue mehr vom Alten. „Die Kraniche ziehen und sie wissen genau, wohin. Nur ich bin nicht sicher, warum ich noch hier bin“, singt Raabe auf einer Nummer. Streicher begleiten ihn und eine winzige, einprägsame Figur vom Klavier. Seit zwei Jahren arbeitet Raabe mit Annette Humpe zusammen. Die beiden schienen nichts gemeinsam zu haben, außer dass sie beide zwanzig Jahre jünger aussehen, als sie es wirklich sind. Raabe ist fünfzig, Humpe knapp über sechzig. Mit der Band Ideal stand sie für die Punk- und Dada-Abteilung der Neuen Deutschen Welle. Kaum dreißig Jahre alt, schrieb sie Nummer-eins-Hits („Codo“), produzierte fortan – selbst Udo Lindenberg hat ihr viel seines späten Ruhms zu verdanken. Das erste mit Max Raabe produzierte Album „Küssen kann man nicht alleine“ wurde Anfang 2011 ein Überraschungserfolg – 200.000 verkaufte CDs miten in der Popkrise. Warum nicht elektro?

Das musste weitergehen – und wurde nur um eine Nuance experimenteller. „Was auch in den Sternen steht, wer auch über uns wacht, hat doch bisher alles richtig gemacht“, singt Raabe. Dazu hüpfte ein synkopierter E-Bass durch eine langsame Ballade. Fast alle Instrumente dieser CD kommen aus dem Computer – sind aber immer nur sehr teurer gesampelte Sounds kleiner akustischer Ensembles. Man hört also immer Geigen, Trompeten, Pianos und merkt erst beim genauen Lauschen, dass die nicht echt sind. Sondern etwas zu mächtig, etwas zu klar. Popmusik eben. Mehr, als das bisher für ihn üblich war. Raabe hat die deutsche Popkultur über einen großen Verlust hinweggetröstet: Der Nationalsozialismus hat eine wundervolle Musikszene zuerst erstickt und danach

dann alles Deutsche für den Pop auf Jahrzehnte unmöglich gemacht. Raabe tröstet uns darüber hinweg, dass wir nie erführen, was aus den phantastischen Comedian Harmonists noch alles geworden wäre. Raabe war in Israel auf Tour und wurde begeistert aufgenommen. Er spielte bei der Hochzeit von Marilyn Manson und Dita von Teese. Und als kürzlich die Schauspielerin Julianna Margulies (aus „Emergency Room“) bei David Letterman saß, sprach sie nicht über sich – sondern über Max Raabe. Um den zu hören, war sie gerade extra nach Berlin geflogen. Ohne ihn sind Alexander Marcus oder Christian Steiffen nicht denkbar, aktuelle Schlagersänger, die Können mit Parodie verbinden und sich gern auf Altes beziehen. Und dennoch bleiben sie alle unter ihm, dem Maßstab Raabe – denn keiner traut sich so an die Wurzeln des Schlagers, an die Zwanziger, an die Operette Franz Lehárs oder eben an die Comedian Harmonists. Es gibt Künstler, von denen sagte man zu ihrer besten Zeit: Sie erfinden sich immer wieder neu. Raabes Weg ist das nicht. Er scheint immer derselbe bleiben zu wollen. Angesichts einer Zusammenarbeit mit der großen Annette Humpe drängt sich die Frage auf: Warum nicht ein wenig elektro, wenigstens mal ein Synthesizer? Dazu wissen übrigens beide sofort etwas zu sagen. Humpe: „Das wollte ich ja! Aber das Orchester war dagegen.“ Raabe: „Das könnte ich nicht. Das Orchester wäre dagegen.“ Das Palast-Orchester muss die Songs später live spielen und folgt strikt der Devise: Keine Experimente! So steckt Raabe also inzwischen in der seltsamen Falle, dass sogar sein eigenes Orchester ihn ein wenig bremsen in seiner ästhetischen Entwicklung. „Wir werden es nicht übertreiben, wir wissen ja beide Bescheid“, singt er einmal. Dazu parodiert eine Gitarre das Umpapa alter Schlager, Waldhörner fließen ge-

nauso weich abwärts wie Raabes Stimme. „Wir machen das Beste daraus.“ Für den echten Max-Raabe-Fan bleibt nur ein salomonisches Urteil: Raabe und Humpe haben ein Album gemacht, das ein großer Hit werden wird und das man genießen muss. Jede Nummer bleibt im Gedächtnis. Bloß, keine unternimmt wahre Schritte nach vorn. Raabes Potential ist vielleicht noch viel größer, als er selbst zurzeit glaubt. „Es könnte auch anders sein“, dieser große Spruch der systemischen Soziologie, bleibt das schärfste Schwert der Kulturkritik. Max Raabe lässt sich nur kritisieren, wenn man hört, was nicht da ist. Denn es könnte sein, dass diese Stimme Gewitter auslöst. Irgendetwas vermisst man eben doch noch. „Ganz egal was ich tu, ich komme einfach nicht zur Ruh“, auch das ist ein Text auf der neuen Platte. Hört man hin, was Humpe und Raabe da dichteten, bekommt man Schnipsel aus dem aktuellen Zeitgeist. Etwa so: Früher hat der Mann das Geld verdient, die Frau im Haus regiert. Heute hat diese Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft die Männer ganz entmannt, Frauen können alles. Sie „sind Schöffen beim Sozialgericht, kenn’n ihr Idealgewicht“, und „für alles haben sie eine Creme und sehen immer gut aus“. Das ist nicht ganz weit weg vom Dünnsinn des Mario Barth. Der Raabe Wunderlich

Fast jede Nummer zitiert heimlich einen Popklassiker. Bei der ersten soll man an „Penny Lane“ von den Beatles denken, bei der zweiten an den Ukulele-Popo des Hawaiians Iz. Einmal zitiert eine Geige aus reinem musikalischem Übermut Tina Turners Song „I Can’t Stand the Rain“. Dieses Wildern in der Popgeschichte ist möglich und wirkt nicht einmal aufdringlich, weil außerdem alle Nummern ohnehin schon etwas sehr Starkes zitieren: Max Raabe.

Als Raabe, der übrigens auch nur als ein Westfale namens Matthias Otto geboren wurde, Mitte der Neunziger in Berlin das Diplom als Bariton machte, war er schon Raabe geworden. Er hatte sich längst auf die Chansons und Schlager der Zwanziger festgelegt und sein Palast-Orchester gegründet. Die Neunziger empfingen ihn mit offenen Armen. Er sang bei Peter Zadek, dann schon in dem Filmhit „Der bewegte Mann“. Und während Wortmann abstieg, ging es für Raabe immer nur bergauf. Jetzt schwebt er, allein und frei, wohl schon über allen Gipfeln. Denn das Wunder dieser Musik und das, was den Sound zusammenhält, ist immer nur Raabes Stimme. Er knödelt auch in der Höhe nie, wechselt ganz weich die Register, ist deutlich hörbar über die Jahre ein immer besserer Sänger geworden. Wenn bei der Nummer „Mir kann nichts passieren“ alles von einem hohen D herabperlt, dann denkt man schon an den Jahrhundert-Tenor Fritz Wunderlich, der Mitte der Sechziger mit nur 35 auf seiner Treppe ausrutschte und starb. Raabes Stimme fließt dann perfekt wie einst seine. Aber er kann auch schnarrende Rauheit, etwa in den albernsten Reimen des Songs „Kleine Lügen“. Er kann Sprechgesang. Belcanto. Er scheint alles zu können im lyrischen Fach. Wünschen würde man sich endlich eine Einspielung von Franz Schuberts „Winterreise“. Oder – man denke an Josef Bierbichler, der für ein Projekt des Frankfurter Komponisten Heiner Goebbels Musik von Hanns Eisler sang und seine ganze Seele hineingab – was käme da erst, wenn Raabe solch ein Risiko einging. Hoffentlich erfahren wir irgendwann, was er will, welche Botschaften aus seinem Herzen kommen, womit er uns erschüttern und erregen will. Denn all das könnte er auch. THOMAS LINDEMANN

Max Raabe: „Für Frauen ist das kein Problem“ (Universal). Tournee von Februar bis April, Details siehe maxraabe.de

MORALISCHE GESCHICHTEN



Hitler

VON MAXIM BILLER

Als bei der Premiere von „Hitler macht Ferien“, Blausteins erstem Film, mit dem er wirklich Geld machen wollte, Adolf Hitler mitten in der Vorführung von der Leinwand in den Saal des Cinemaxx-Kinos am Potsdamer Platz herunterstieg, sich den Schweiß und die zu dick aufgetragene Sonnencreme von der Stirn wischte und wortlos das Kino verließ, waren die meisten Zuschauer eher enttäuscht als verwundert – denn ein Hitlerfilm ohne Hitler war natürlich nicht dasselbe. Trotzdem blieben sie bis zum Schluss sitzen und genossen wenigstens die dramatischen Aufnahmen vom Seebad Prora, von der aufgepeitschten Ostsee und von Halle Berrys nackten schwarzen Beinen und Schultern, die Blaustein, originell wie immer, für die Rolle der Eva Braun gewinnen konnte. In den Tagen und Wochen danach begann Hitler auch aus Schulbüchern, Zeitungsartikeln und TV-Dokumentationen zu verschwinden. Sein Name fiel in keiner Talkshow mehr, politische Gegner hörten auf, sich gegenseitig mit ihm zu vergleichen, und die Mitglieder der NPD wachten eines Morgens alle auf und konnten sich nicht mehr an den gestern noch von ihnen bewunderten Diktator erinnern. Die meisten, erstaunt über die ihnen unerklärliche plötzliche Leere, verließen daraufhin die NPD und traten den Piraten oder Greenpeace bei, und manche gingen sogar wieder arbeiten. Bald konnte sich niemand mehr in Deutschland – und im Rest der Welt – an Hitler erinnern. Auch das Dritte Reich und der Zweite Weltkrieg gerieten in Vergessenheit, ja, sogar der Holocaust war kein Thema mehr, nicht einmal für die Juden. Für sie galt ab sofort wieder die Spanische Inquisition als das größte Unglück in der Geschichte ihres Volkes, und wenig später begannen die ersten jungen Israelis von Berlin nach Granada und Sevilla umzuziehen, wo sie Hummusrestaurants und Schmuckläden aufmachten und Sex mit Torquemadas Nachkommen hatten. „Hitler macht Ferien“, mit über hundert Kopien gestartet, wurde nach einer Woche abgesetzt. Blaustein, der bislang immer nur kleine, anspruchsvolle Filme gedreht hatte – von der Kritik respektiert, vom Publikum ignoriert –, hatte seine Lektion gelernt. Sein nächster Film hieß „Fuck off, Dresden“ und handelte von einer Kunststudentin, die den ganzen Tag traurige skandinavische Popmusik hörte und nie malte. Die Hauptrolle spielte Blausteins minderjährige ostdeutsche Geliebte, eine blasse, kalte und stille Blondine, die so flach und weiß war wie eine frisch aufgespannte Leinwand. Die Deutschen – Kritiker und Publikum – waren verrückt nach ihr, und wenn sie nicht in den Wochen und Monaten, als Hitler verschwand, auch alle weiblichen Ufa-Stars von Kristina Söderbaum bis Paula Wessely vergessen hätten, hätten sie sie bestimmt mit einer von ihnen verglichen.

Kinderbücher werden umgeschrieben, Faschingskostüme verboten: Sind Negerlein noch tragbar?

Nein, es macht keinen Spaß, Vierjährigen sprechakttheoretische Vorträge über die Probleme diskriminierender Begriffe zu halten, wobei das durchaus auch eine einschläfernde Wirkung haben kann. Aber dass man nicht Neger, Zwerg oder Zigeuner sagen soll, kapierten ja einige Erwachsene nicht einmal. Dass es aber Dinge gibt, die früher anders waren, zu jener mysteriösen Zeit also, als Papa noch klein war und es weder Handys noch Häuser aus Stein gab, höchstens Ritterburgen, das interessiert sie eben schon. Wer aber nicht wenigstens eine leise Hoffnung auf ihre allmählich wachsende Fähigkeit hat, zwischen Fiktion und Wirklichkeit zu unterscheiden, ein minimales Vertrauen dar-

PRO

Die Schule des Lesens

VON HARALD STAUN

auf, dass sie nicht nachmachen, was ihnen Wohnzimmerterroristen wie Huckleberry Finn oder Michel aus Lönneberga oder Max oder Moritz vormachen, der sollte vielleicht lieber die Finger von solchen gewaltverherrlichenden Werken lassen. Wenn man sich nicht auf „Die Häsenschule“ beschränken will, sollte man eher nicht versuchen, Kinder durch Kinderbücher zur Artig-

keit zu erziehen. Ich bin mir zwar nicht sicher, wieso meine Kinder keine Hühner quälen, warum sie ihre Geschwister nicht am Fahnenmast aufhängen oder eben nicht Neger sagen, aus Büchern haben sie das jedenfalls nicht. Und wenn jetzt aber Otfried Preußlers Verlag anfängt, nicht nur dessen inakzeptabel gewordenen Begriffe umzuschreiben, sondern auch andere Spuren retrospektiven Rassismus, dann wird es auch höchste Zeit, dass die arme Mutter des „Kleinen Wassermanns“ endlich eine Waschmaschine kauft, oder vielleicht sogar einen Job, und dass der große Wassermann damit aufhört, ihm den Popo zu versohlen und ständig zu jammern, was er tun muss, weil er doch schließlich ein Junge sei.



Illustration Kar Menschlik

Es gibt so etwas wie Randalen und Vandalismus, die sonst gern ungewaschenen Proleten zugeschrieben werden, auch unter Leuten, die sich in ihrem Puritanismus für sittenstreng und gebildet halten. Sie verbannen dann, wie das in Amerika gerne praktiziert wird, missliebige Bücher einfach aus öffentlichen Bibliotheken, oder sie fallen im Namen der politischen Korrektheit über Texte her, sie äußern Idiotien wie jene, das Wort „Gott“ könne auch mit dem Artikel „das“ kombiniert werden, was zeigt, dass sie nicht mal grammatisch, geschweige denn semantisch in der Lage sind, mit Texten sinnvoll umzugehen. Wir haben es hier, wenn man so will, mit dem Pendant zum Reinheitsgebot für das

CONTRA

Das Altern der Texte

VON PETER KÖRTE

deutsche Bier zu tun, wobei es für Letzteres hygienische, also der Gesundheit des Trinkers dienliche Gründe geben mag, die für jegliche Form von Sprachpurismus nicht zur Verfügung stehen. Dass man den eigenen Ordnungswahn mit dem Universalitätsanspruch der Hermeneutik verwechselt, ist das eigentliche Problem. Wer auf dem Wege der Volltextrecherche zum

Beispiel das Wort „Negerlein“ aus allen Büchern und Kinderliedern verbannen will, ohne Ansehen des Kontextes, den werden irgendwann Kinder fragen, was denn so schlimm war an Kolonialismus und Sklaverei, da doch alle korrekt als „Afroamerikaner“ oder „Schwarze“ angesprochen wurden. Dass jeder Text ein eigenes Leben hat, dass er altert, sich wandelt, dass er einen Subtext hat, das wird man nur begreifen, wenn man nicht stumpf nach bösen Wörtern sucht wie nach Fabrikationsmängeln auf einem Buchumschlag. Und wer als Erziehungsberechtigter nicht in der Lage ist, eine passende Lösung beim Vorlesen der „Kleinen Hexe“ zu finden, der sollte vielleicht kinderlos bleiben.